

Dieser packte den ahnungslosen Rümeling am Kragen. Woher er die Hose habe? Eugène beteuerte seine Unschuld. Vergebens! „Kleiderdiebstahl“, sagte der Deutsche.

Es setzte Fußtritte und Schläge. Der Gefangene wurde in den Straßbunker abgeführt. Hier hinein steckte man Plennis, die einen Fluchtversuch unternommen hatten. – Unschuld in russischem Lagerarrest! So feierte Eugène „fröhlichen Einstand“ in Tambow. Bruder Fernand und seine Luxemburger Freunde setzten auf der Schreibstube Himmel und Hölle in Bewegung, um Eugène loszuweisen. Der Fall wurde überprüft. Nach zwei Tagen trat eine Dolmetscherin in den Karzer und schickte Eugène in die Quarantäne-Baracke zu seinen Kameraden.

Eugène kränkelte. Die furchtbaren Strapazen, denen er seit seiner Gefangennahme in Ostpreußen ausgesetzt war, hatten die eiserne Gesundheit des jungen Rümelingers schwer angeschlagen. Bruder Fernand war noch hilfloser. Hatte das Schicksal die beiden Brüder nur deshalb zusammgeführt, damit sie gemeinsam sterben sollten? – Ende Juli 1945 siebten russische Ärztinnen ungefähr 200 kranke Luxemburger aus, die zum Heimtransport bestimmt waren. Also war es doch wahr! Tambow begann, seine Opfer freizugeben. Unter den Heimkehrern waren die Gerson-Brüder. Am 3. August fuhr der Transport ab. Die Heimreise dauerte zwei Monate. Fernand Gerson hat die wichtigsten Ereignisse in seinem Bericht festgehalten. Sie können dort nachgelesen werden.

In der letzten Septemberwoche waren die Gefangenen in Berlin. Dort trennten sich nochmals die Wege der Gerson-Brüder. Fernand, der gesundheitlich am Ende war, wurde nach Paris ausgeflogen. Eugène blieb im Haupttransport. Marschall Schukow, damals Stadtkommandant von Berlin, unterzeichnete schließlich das offizielle Entlassungsschreiben der Luxemburger Gefangenen. Von Berlin-Zehlendorf erreichten die Heimkehrer ein Lager in Wolfsburg. Eugène freute sich über seine pickteine britische Uniform. Kleider machen Leute! Der Rümeling kam sich vor, wie ein englischer Besatzungssoldat auf großer Urlaubsfahrt nach Westen.

Oktobernebel kroch über das zerstörte Deutschland. Es hieß sich heimwärts spulen, wollte man nicht nochmals in die Fänge des Winters geraten. Die Verpflegung war gesichert, der kranke Bruder auf dem Heimweg. So war denn alles in Butter. Eugène hatte jetzt genügend Muße, sich der Geographie zu widmen. Er fand sich ortskundlich gut zurecht und zeichnete die Reise-Route getreulich auf: Hannover, Minden, Osnabrück, Münster. Danach mehrtägige Reisepause im Lager Bedburgshausen.

Nun fuhr der Transport nach Holland hinein bis Eindhoven. „Wir war'n im Osten, wir war'n im Westen, doch in der Heimat ist es am besten!“ – Danach ging alles schnell. Bald war Brüssel erreicht. Am 8. Oktober 1945 fuhr der Heimkehrertransport bei Kleinbettingen über die luxemburgische Grenze. Die Via Dolorosa des Rümelingers Zwangskreuzierten Eugène Gerson war zu

Ende. Der kranke Tambow-Heimkehrer straffte seinen ausgemergelten Körper. Er wollte nicht zum lebenden Beweis werden für die Unterlassungssünden der Heimat gegenüber ihren jüngsten Kriegsoffizern.

Eugène war unendlich müde. Er überrachtete in Luxemburg bei einem Bekannten aus Tetingen. Anderntags holte ihn der Teting'er Fahrradhandl'ner Ney mit seinem Personenwagen in der Hauptstadt ab und brachte ihn zu den Seinen nach Rümelingen. Der Heimkehrer Eugène Gerson suchte zu vergessen. Es gelang ihm nie.



Auch Georges Krier (geb. am 25. September 1925) war, zur Zeit seiner Einberufung, wie so viele Rümeling'er Altersgenossen, im lokalen Bergbau tätig. Damals donnerten von allen Höhen im weiten Rund des südlichen Kaytals Sprengschüsse hinaus ins Land und riefen zu lohnendem Verdienst „auf den Berg“. Georges Krier arbeitete als Lehrhauer bei ARBED-Mines in der Grube Langengrund. Als Betriebsobmann figurierte der gefürchtete Nic. D., ein militanter Nazi, der besonders den jugendlichen Bergleuten das Leben sauer machte.

Im Frühsommer 1944 erhielt Georges Krier seinen Musterungsbefehl ins Escher Franziskanerheim. Die Deutschen brauchten Soldaten, und die Musterungspflichtigen wurden im Schnellverfahren abgetertigt. In Schüben von zehn Mann traten die jungen Luxemburger splinternackt vor die RAD-Arztkekommission, wurden hinten und vorne beaugt, gewogen, gemessen, abgeklopft und KV geschrieben. Am 12. Juli 1944 rückte Georges Krier zum Arbeitsdienst nach Ostpreußen ein. Der Weg war weit. Die Fahrt ging bis Königsberg. Von dort erreichte Georges mit einem größeren Trupp Luxemburgern den RAD-Standort Schuppenbeil an der Alle. (ein Nebenfluß des Pregels, siehe Bericht Eugène Gerson).

In den vier großen Lager-Baracken waren 200 RAD-Männer untergebracht, 100 Deutsche aus dem Ruhrpott (Duisburg, Essen) und 100 Luxemburger. Zu den Lagerkameraden von Georges Krier zählten damals die beiden Luxemburger Leichtathleten René Kremer und Paul Frieden (die später zur Elite des nationalen Sportgeschehens vorstießen), sowie Roger Quintus aus Mondorf und Vic. Michels, heute Augenarzt in Differdingen. Vormittags sah der Dienstplan in Schuppenbeil eine intensive militärische Grundausbildung vor, nachmittags war der eigentliche Arbeitsdienst fällig, der in der Anlage von Rollpisten für einen Feldflugplatz bestand. Gelegentlich wurden auch verschiedene Trupps zum Ernteeinsatz in die umliegenden Bauerndörfer abkommandiert.

Als der Monat August 1944 zu Ende ging, brach der Postverkehr mit Luxemburg ab. Zwischen dem befreiten Großherzogtum und seinen depor-

tierten Söhnen gab es keinen Briefwechsel mehr. Das letzte Band zur Heimat war abgerissen. Sehnsüchtig dachten die Rümelingen „Minetsdapp“ an ihr Heimatstädtchen zwischen den roten Felsen weit drüben im fernen Luxemburg. Zur Oktoberkirmes wollten die Rümelingen wieder zu Hause sein. Diese Hoffnung verflieg im kühlen Herbstwind, der jetzt, seltsam klagend, über Ostpreußen strich. Am 13. Oktober zogen die deutschen RAD-Männer, über durchwegs dem Jahrgang 1927 angehörten, nach Hause. Unter ihnen gab es auch junge Antinazis, die aus ihrer Abneigung gegen das Hitler-System kein Hehl machten und die Luxemburger ehrlich bedauerten. Manche erklärten sich spontan bereit, einen Luxemburger mit nach Hause zu nehmen und boten dem entwurzelten Kameraden aus dem Westen, bis zur Wehrmachtseinberufung, das eigene Daheim als Familienersatz an.

Georges erhielt seinen Marschbefehl in eine RAD-Abteilung nach Kauborn, nordöstlich von Insterburg. Hier waren inzwischen zahlreiche Luxemburger aus den ostpreussischen Lagern zusammengezogen worden. In Kauborn traf Georges den Rümelinger Zwangsrekrutierten Léon Gillen, der am 5. Januar 1945 bei Städtgen fiel. Ein anderer Rümelinger, François Michels (an der Ostfront vermißt), war damals in einer Insterburger Waffenmeistererei tätig und kam zu einem Kurzbesuch in das Lager, wo seine jungen Landsleute auf ihre Einberufung zur Wehrmacht warteten. Doch noch war es nicht soweit. Anfang November fuhren die Arbeitsmänner per Fahrrad in südlicher Richtung zu der RAD-Abteilung Jürgenfelde, Post Trempen über Insterburg.

Am 13. November 1944 erschienen hier mehrere Offiziere von der Wehrmachtskommandantur mit einem Begleitstab feldgrauer Seelenverkäufer und übernahmen die Luxemburger Arbeitsmänner in das deutsche Heer. Hilflos sahen die jungen Leute, was mit ihnen geschah. Jeder Widerstand gegen das alles Völkerrrecht mißachtende Tun des totalitären Nazi-Staates wurde zum Selbstmord. Die Aufteilung der RAD-Züge in Rekrutenabteilungen vollzog sich schnell und ohne große Formalitäten. Georges Krier wurde per Zug nach dem Truppenstandort Lötzen abtransportiert, in die romantische Masurische Schweiz, dort wo sich die Einsamkeit gewaltiger Kiefernforste in den dunklen Augen der stillen masurischen Seen widerspiegelt.

Der Schienenstrang führte durch herbstliche Moore und Heiden an zermahlten Sandwegen, Stoppelfeldern und schmalen Holzbrücken vorbei. In Lötzen, wo es so viele Deutsche gab mit slawischen Namen, war die Kaserne überfüllt. Schon nach wenigen Tagen wurde der junge Zwangssoldat weitergeschickt. Auf den Marschpapieren war als Ziel das ostpreussische Städtchen Heilsberg vermerkt, an der Grenze zum Ermland, da wo die Simser in die Alle fließt. Der gepreßte Rekrut aus dem „Moselgau“ bezog eine Stube in der Mackensen-Kaserne und gehörte von nun an als Artillerist einer 10,5-cm-Feldhaubitzen-Abteilung an. Er wurde einem Fernsprechrtrupp zugewiesen und erhielt eine dementsprechende Gefechtsausbildung.

Der ostpreussische Winter war kalt, und die Feldjacke dünn. Der grimmige Frost packte Hände und Füße, setzte sich zwischen die Schulterblätter

ter u. d. zog am ganzen Körper hinab. Das Kommißbrot lag wie Fensterkitt im Magen und konnte das unaufhörliche Hungergefühl nicht mehr stillen. Die Ausbilder zeigten wenig Begeisterung für Führer, Volk und Vaterland und schienen nicht mehr so recht an den „nahen Endsteg“ zu glauben. Bald hatte Georges all die vielen Dinge gelernt, die ein Artillerie-Fernsprecher kennen mußte. Er hoffte inständig, daß er niemals im Feuerhagel der Granaten Fernsprechkabel zu verlegen brauchte. In dem Luxemburger Zwangsrekrutierten Batty Kemp aus Kayl, der in der gleichen Kaserne ausgebildet wurde, fand Georges einen guten Gespan, mit dem er Erinnerungen aus der Heimat austauschen konnte.

Georges feierte Weihnachten in der Mackensen-Kaserne. Seine Gedanken flogen über das winterkalte, geheimnisvolle ostpreussische Land weit hinweg bis nach Rümelingen, im südlichen Luxemburg, wo amerikanische Truppen vor ihrem Fronteinsatz im Ösling Merry-Christmas feierten. Am 13. Januar 1945 begann für das deutsche Heer im Osten die Godterdämmerung. Die Russen durchstießen die Front. Eine Riesenfaust sauste auf die Bunker der HKL nieder und zerquetschte sie wie Streichholzschachteln. In der Heilsberger Kaserne herrschte Großalarm. Beim Morgenappell faßte die Truppe Winter- und Tarnausrüstung. Danach war Waffenempfang. Die Offiziere wußten nicht, was sie mit den Soldaten anfangen sollten. Einsatzbefehle blieben aus. – Also abwarten!

Das Kasernenleben ging seinen gewohnten Trott. Nach zehn Tagen trillerten die Pfeifen zum letzten Appell. Es war der 23. Januar. In Luxemburg feierte die Bevölkerung das Geburtsfest der Großherzogin, das erste nach der Befreiung. Die Batterien wurden verladen. Befehlshaber in der Artilleriekaserne war Hauptmann Hammler, ein protestantischer Pfarrer, der sich bemühte, seinen Leuten ein guter Vorgesetzter zu sein. Der Hauptmann wußte, was auf die Truppe zukam und suchte die verfahrenere Situation durch Eigeninitiativen zu meistern. Mit den Rekruten, dem Stammpersonal und den Ausbildern stellte er eine Kampftruppe zusammen, die den Namen „Hammler“ erhielt.

Pferde, Geschütze und Mannschaften wurden verladen und per Eisenbahn nach Osterode am Drewenz-See geschafft. Hier sollte die Kampfgruppe Hammler das ihrige beitragen, um den vom westlichen Reichsgebiet nach Ostpreußen führenden Korridor offenzuhalten. Im Zug war es furchbar kalt. Die Eisnägel des Frostes drangen Georges durch Mark und Bein. Der Zwangssoldat spürte, wie eine schwere Erkältung nach ihm griff. Fieberwellen schüttelten seinen Körper. Der Sanitäter nahm die Temperatur und machte ein bedenkliches Gesicht. Als der Zug hielt, wurde Georges in einen Keller gepackt und erhielt ganze Pillenstöße.

Die Russen standen vor Osterode und schossen das Städtchen sturmreif. Granaten jaulten, Motoren dröhnten, Brände loderten. Bersten, Heulen, Orgeln und Pfeifen! Die Schlacht tobte. Mit dünnen Lippen wisperte der Kranke Fieberphantasien. Eine Horror-Nacht! Gegen zwei Uhr nachts riß der



Sani den Luxemburger hoch. „Wir müssen weg! Die Russen sind da!“ Die Batterie war bereit zum Rückzug. Man packte den Fieberkranken auf einen Panje-Wagen. Zähneklappernd hockte Georges neben dem Gespannführer. Der Hauptmann ritt voran. Mit einer Geste väterlicher Fürsorge legte Hammler dem kranken Soldaten seinen schweren Offiziersmantel um. Die Batterie irte umher. Infanteristen stapften an den Geschützen vorbei, gehorsam, doch ohne Hoffnung. Überall bröckelten die Fronten auseinander. Der Zerfall des deutschen Heeres begann.

Es ging nach Norden, über gefrorene Felder und Seen. Geschosse rauschten. Bei zu kurz liegenden Einschlägen stiegen die Pferde in den Stielen hoch, und die Soldaten hatten Mühe, die Tiere zu halten. Georges erlebte alle wie im Traume. Es gab in den Fieberphantasien keine Entwicklung. Die Szenerie der Träume blieb sich immer gleich: Feuerstürme, Panzerfäuste, Säulen aus Schnee und Dreck, Flüchtlingskolonnen, verummte Frauen, weinende Kinder, Angstschreie und Schreckenrufe.

Inzwischen hatte sich bei Elbing im Nordwesten der Kessel geschlossen. Die Truppe kämpfte sich mühsam bis Mohrungen im Seenland des ostpreussischen Oberlandes vor. Dort sollte Quartier gemacht werden. Die Batterie bezog Unterkünfte in einer Kaserne. Das Gebäude war geheizt. Wohlthuende Wärme empfing die Soldaten. Sie schälten ihre winterkalten Körper aus den klammigen Mänteln und hockten stumpsinnig um die Öfen. Georges torkelte auf ein Feldbett und schlief ein. Gegen vier Uhr in der Frühe wurde er wach. Mohrungen brannte. Russische Panzerspitzen standen vor der Stadt. Die Kaserne war leer. Ein Giebel des Haupttraktes war eingestürzt. Die letzten Zivilisten hatten sich in der weißen Einöde der Wälder verloren. Die Batterie war verschwunden. Sie hatte sich den flüchtenden Militärkolonnen angeschlossen und war vor den anrückenden T-34-Rudeln aus Mohrungen gewichen. Georges fühlte sich körperlich etwas besser. Einsam und verlassen schlich er durch das menschenleere Städtchen, dessen Straßen von lodernen Feuersbrüsten in gespenstisches Licht getaucht waren.

Der Zwangsrekrutierte wußte nicht, daß er bei seiner Einheit bereits als vermißt gemeldet war. Kurz entschlossen ergriff er sein Feldgepäck und brach auf. Er schlug den Weg ein, den die Flüchtlinge am Vortag genommen hatten. Nun hieß es vorsichtig sein. Georges mußte sich vor den fliegenden Hinrichtungskommandos der Feldgendarmarie hüten, die noch immer an den verschnitten Straßekreuzungen lauerten. Endlich stieß der Versprengte wieder auf deutsche Soldaten. Er faßte Verpflegung und man wies ihn zu seiner Einheit. Die Kampfgruppe Hammler hatte am Rande eines nahen Waldes Stellung bezogen.

Der wiedergefundene Telephonist aus Luxemburg fand sofort Verwendungs-Hammler schickte ihn vor den Stöpselkasten der Fernsprechvermittlung im Batterie-Gefechtsrand. Hier saß Georges warm. Rundum brodelte die Front. Der Russe preßte Ostpreußen aus wie eine Zitrone. Die Batterie machte Stellungswechsel nach Norden in Richtung Frisches Haff. Von Dorf zu Dorf,

von Stadt zu Stadt hetzten die geschlagenen Soldaten, gefangen vom Schnee, umzingelt von der Sowjet-Armee. Die Front war überall.

Wochen vergingen. Die Batterie versackte in den Schneewehen am Wegesrand, übermachete in den Ruinen ostpreussischer Herrengüter und geriet immer wieder in gefährliche Duelle mit der russischen Artillerie. Der lange Marsch zur winterlichen Ostsee verlief in wunderlichen Kurven: von Deutschendorf zurück nach Preußisch-Eylau und dann hinauf nach Labiau zum Kurtschen Haff. Feldgendarmen traten der entmühten Kampfgruppe Hammler allenthalben in den Weg, ließen sie kehrt machen und trieben sie einer schimärenhaften Front entgegen.

Eines Abends landete die Einheit in einem großen Auffanglager, wo sich eine motorisierte Gebirgsjägerdivision eingemietet hatte. Die Reihen der Männer mit dem Edelweiß an der Kappe waren arg gelichtet. So wurden die Soldaten der Kampfgruppe Hammler von den Gebirgsjägern übernommen. Drei Luxemburger Zwangsrekrutierte, Georges Krier, Vic. Michels und Boris Weber waren ausgebildete Fernsprecher. Sie wurden zum Telephondienst beim Stab abgestellt. Das bedeutete eine gewisse Sicherheit. Andere Fernsprecher der Division hatten es schwerer. Ihnen oblag die gefährliche Leitungsverlegung zu den vorgeschobenen Beobachtern.

Der März war gekommen. Doch die Kälte ließ nicht nach. Seit Monaten stapfte Väterchen Frost vor den russischen Armeen und strich sich den Eisbart. Allmählich wurden die geschrumpften Regimenter an Königsberg vorbei in die Gegend von Heiligenbeil abgedrängt. Nachts zogen die erschöpften Soldaten durch Braunsberg und gingen bei einem Nachbardorf in Stellung. Am folgenden Tag griffen russische Tiefflieger an und säten Splitterbomben über die Ortschaft. Die Piloten droben in ihren „Kaffeemöhlen“ konnten sich Zeit lassen. Geruhsam visierten die Bordschützen alles an, was sich unter ihnen bewegte. Die Maschinen kreisten und suchten. Dann ratterten die Bordwaffen. Explosivgeschosse mähten über die Stellung. Ein Splitter fuhr Georges in die linke Kniekehle. Seltsamerweise blutete die Wunde fast nicht. Aber das untere Bein war völlig gefühllos. Ein Nervenstrang schien abgetrennt. Das Bein trug Georges nicht mehr.

Ein Stabsarzt erschien. Er sorgte für einen Norverband und die unvermeidliche Tetanuspritze. Ein Sani schaffte den Verwundeten in den Keller-raum des Gebäudes, in dem der Stab einquartiert war. Draußen heulte die Art, Flugzeugmotoren jaulten, Schüsse prasselten über die Dächer. Endlich holte man Georges aus seinem Kellerwinkel und brachte ihn auf ein Troßfahrzeug, das draußen in einer langen Kolonne von Militärlastwagen wartete. Die Batterie machte Stellungswechsel. Doch niemand wußte wohin. Flüchtlingsfahrzeuge, deren Gespannführer mit sausenden Peitschen wild auf die Pferderücken drochen, zwängten sich zwischen hochachstige LKW's, die ungefüge Holzgasseneratoren an der Seite trugen. Sturmgeschütze schleppten beschädigte Autos am Stahlseil. Unter dem grauen Schneehimmel kreuzten russische Tiefflieger. Bomben schnitten pfeifend durch die Luft und rissen die



Kolonnen auseinander. Menschenleiber wirbelten in die Straßengraben. – „Hunde, wollt ihr ewig leben?“

Georges rutschte vom LKW und rettete sich humpelnd in Deckung. Der Fahrer gab Gas und brauste davon. Wo war das Haff, die rettende Nehrung? Tausende von Fahrzeugen, auf der Straße, neben der Straße, wälzten sich in einem Maelstrom der Verzweiflung zur Ostsee. Georges lahmes Bein schmerzte. Ein Leutnant bemerkte den Verwundeten. Er stoppte einen herantuckenden Sanka. Der Wagen nahm Georges auf und brachte ihn nach dem Strandort Balga, nördlich von Heiligenbeil. Dort, vor den verschneiten Küstenbuckeln, dehnte sich das Frische Haff. Brüchiges Eis bedeckte die weite Fläche. Eisschollen trieben in den dunklen Fahrtrinnen. Drüben, irgendwo in nordöstlicher Richtung, an der Spitze der Nehrung, lag Pillau.

Zwischen Prähamen, Fischkuttern und festgefrorenen Bojen arbeiteten sich überladene Fährschiffe zur Dünenlandzunge hinüber. Das Feldlazarett in einem Schulhaus von Balga konnte die Verwundeten kaum fassen. Müde sank Georges auf einen Strohsack und wartete auf den Arzt. Dieser erschien. Der begleitende Sanitär säuberte die Wunde und erneuerte den Verband. Warmes Essen stand bereit. Draußen schossen Tiefflieger die abgestellten Sankas in Brand. Bald flammte auch das Notlazarett an allen Ecken und Enden. Der Räumungsbefehl kam. Sanitär schleppten die Verwundeten in die nahegelegene Kirche. Es war kalt. Georges hockte fröstelnd in einer Gebetsbank. Peinigende Schmerzen fraßen sich tief in sein wundes Bein. Neben ihm lagen Schwerverwundete mit Bauch- und Kopfschüssen. Der Hauch des Todes strich durch das Kirchenschiff. In der Düsternis des Gotteshauses verrotteten letzte Atemzüge. Sterbende jammerten und riefen um Hilfe.

Georges sah, daß seines Bleibens unter den todgeweihten Soldaten nicht mehr war. Er zwängte seinen geschwollenen Fuß in den Stiefel und hinkte mühselig ins Freie. Draußen, am Kirchengiebel, lagen steifgefrorene Leichen in Stapeln aufgeschichtet. Ihn grauste. Der Verwundete suchte sich einen handlichen Stock und hoppelte davon. Ein Sanitär schenkte ihm eine Schmalzstrulle und wies ihm den Weg zur Fähre nach Pillau. Bis zum Anlegeplatz war es noch eine beachtliche Strecke. Georges ging am Strand unter der Steilküste entlang, wagte sich auf das Eis des Haffs und erreichte die Fähre. Zivilisten bedrängten den Fahrbetrieb nach Pillau nicht mehr. Sie waren längst geflohen. Es herrschte wieder eine gewisse militärische Ordnung.

Pillau lag unter schwerem Beschuß. Die „Humpelkompanie“ vom Fährschiff wurde in eine Kaserne gelotst, die jetzt als Lazarett diente. Der Aufenthalt war kurz. LKW's führten die Verletzten nordwärts zu einem Lazarett im Ostseebad Rauschen an der samländischen Küste. Doch auch hier durfte Georges sein mudes Haupt nicht lange hinlegen. Er wurde einer Genesungskompanie im benachbarten Neukuhren zugeteilt (westlich von Cranz). – Nun war es Frühling geworden an der Bernsteinküste. Die Geschütze donnerten nicht mehr. Ruhig ging der Atem des Meeres. Hier sammelte man ebendem den „Strandregen“, kostbares Bernstein, das in Tang

eingehüllt von den Wogen ans Land getragen wurde. Georges fand in seinem zwangsrekrutierten elässischen Schicksalsgenossen Eugène Dornberger einen treuen Freund. Doch dann stießen die Russen aus dem samländischen Hinterland wüchtig zur Küste vor.

Die Genesenden traten zum großen Arztappell an. Kriegsverwendungsfähige wurden ausgesondert. Georges war nicht gefähig und wurde nach Pillau zurückgeschafft. Dort wartete ein schönes, großes Lazarettsschiff. Ganz in Weiß lag es da, im Schutze des Roten Kreuz-Zeichens. Die Verwundeten schliefen in den Durchgängen. Die Fahrt sollte über die Danziger Bucht gehen, in Richtung Halbinsel Hela, und von dort nach Dänemark. Ruhig glitt der Dampfer über die krause See. Auf der Höhe von Hela stoptten die Maschinen. Das Schiff legte jedoch nicht an. Die Verwundeten wurden auf See umgeladen. Ketten rasselten. Eine Kran-Plattform holte die Menschenfracht von dem weißen R.K.-Schiff und lud sie in einen riesigen Truppentransporter um, der längsents lag. 10 000 Soldaten, gesunde, kranke und verwundete wimmelten wie Ameisen über und unter Deck. Der mächtige Bauch des Schiffes schien unersättlich. Georges fand sich tief unten im feuchten Kielraum wieder. Es herrschten unbeschreibliche hygienische Zustände. Die Schlingerbewegungen im „Schiffskeller“ waren unerträglich. Der seekranke Zwangssoldat mußte an die Luft, zur Reling.

Der Transporter fuhr im Geleitzug. Drüben auf dem Festland waren die Russen über die Oder vorgestoßen und schlossen den Ring um Berlin. Das Schiff fuhr gleichmäßig seine Bahn und machte gute Fahrt. Georges beobachtete sorgenvoll den Himmel. Der mit Menschen vollgepfropfte Dampfer bot eine ideale Zielscheibe und war der Wucht sowjetischer Tiefflieger hilflos ausgeliefert. Der junge Luxemburger Zwangsrekrutierte wußte, daß Deutschland am Ende war, und er wollte nicht kurz vor dem Zusammenbruch als namenloser feldgrauer Soldat im wogenden Gedärm des Meeres vergehen. Doch die gefürchteten russischen Bomberformationen blieben fern. Sie flogen andere, wichtigere Einsätze.

Ein flämischer Matrose sagte dem Luxemburger, das Schiff steuere Kopenhagen an. Am 10. April rasselten die Ankerketten und der Truppentransporter legte in der dänischen Hauptstadt an. Hier herrschte Frieden. Alle Verwundeten, die irgendwie gefähig waren, wurden in eine große Kaserne dirigiert. Hier erhielten sie vorerst zehn Mark Sold auszahlt, die in ebensovielen Dänekronen umgewechselt werden konnten. Man legte den Soldaten nahe, einzukaufen und selbst für Zusatzverpflegung zu sorgen. In der großen Wehrmachtskantine gab es Lebensmittel in rauen Mengen, und das markenfrei: Wurst, Schinken und Speck, Weißbrot und Butter. Das konnten die ausgehungerten Soldaten nur mehr vom Hörensagen. Doch die Dänekronen schmolzen dahin wie Schnee in der Frühlingssonne.

Georges logierte in einem Wehrmachtsübernachtungsheim und erfuhr dort, daß der amerikanische Präsident Roosevelt gestorben sei. Bald mußte der Zwangssoldat weiter in eine Kaserne, etwa 20 Kilometer von Kopenhagen



entfernt. Hier stieß er auf Marcel Rassel aus Rümelingen, der sich gerade im Kartoffelschalen übe und sich riesig über die Ankunft seines Schulkameraden freute. Georges wurde in eine Genesungskompanie eingewiesen, die in der Ortschaft Ishoc kaserniert war. Nach dem Waffenstillstand, am 8. Mai 1945, sorgten uniformierte dänische Milizleute für den Abmarsch der Deutschen. Waffen und Ausrüstung mußten an Ort und Stelle bleiben. Georges, der sich als Luxemburger auswies, brauchte den deutschen Exodus aus Dänemark nicht mitzumachen. Im Land, wo Milch und Honig floß, fiel ihm das Wärten auf den Heimtransport nicht allzu schwer.

Tage vergingen. Georges vertraute auf die Suchdienste der Alliierten. Eines Morgens erschien ein französischer Militärgesichtlicher mit zwei dänischen Milizleuten und fragte nach elsassischen Zwangsrekrutierten. Sie sollten rapatriert werden. Drei Elsässer wurden gefunden. Georges gab sich als Luxemburger zu erkennen und bat den Geistlichen, ihn mitzunehmen. Dieser willigte ein und brachte seine Schutzbefohlenen nach Kopenhagen zur französischen Gesandtschaft. Hier hieß es wiederum warten. General Montgomery war eben in der dänischen Hauptstadt angekommen. Der britische Feldherr genoß Priorität. Schließlich teilte man dem Luxemburger höflich aber bestimmt mit, für ihn könne nichts getan werden. Er gehöre zum Zuständigkeitsbereich der Belgier. Die französischen Zwangsrekrutierten erhielten Zivilkleider und reisten heimwärts.

Georges krankes Bein sah böse aus. Die Wunde eiterte. Der Luxemburger wurde für kurze Zeit in ein dänisches Zivilkrankenhaus eingewiesen. Hier kam er mit belgischen Kriegsgefangenen zusammen. Bei einem Spaziergang durch Kopenhagen traf er den Luxemburger Marcel Heinisch. Anfang Juni 1945 schickte man Georges in das Flüchtlingslager Hellerup. Dort fanden sich nach und nach 15 Luxemburger zusammen, unter ihnen Gendarm Jos Zenner, der in Schiffingen stationiert war. Georges Bein schmerzte. Die Wunde schloß sich nicht. Seit Monaten doktrierten immer andere Ärzte erfolglos an dem Bein herum.

Georges verlor nun doch den Mut. Er mußte wieder ins Lazarett. Seine Luxemburger Kameraden wurden per Flugzeug nach Brüssel abtransportiert. Tage und Wochen verrannen in sehnsüchtigem Hoffen und Harren. Am 14. Juli feierten die verwundeten Franzosen ihr Nationalfest. Der Luxemburger ergriff die Krücken, humpelte zu seinen französischen Schicksalsgenossen und teilte ihre Freude. – Um diese Zeit erhielt Georges die erste Nachricht aus Rümelingen. Ihm fiel ein Stein vom Herzen. Also war er doch nicht vergessen. Die Heimat bemühte sich um ihn. Georges durfte das Krankenhaus verlassen und fand Unterkunft in einem anderen Flüchtlingslager. Hier traf er zwei Luxemburger Kassetten (Mme Frauenberg aus Luxemburg und Frl. Maria Kloster aus Uffingen), die die Hölle von Ravensbrück durchstanden hatten und ebenfalls auf ihre Heimreise warteten.

Als der Monat Juli in den August überging, war endlich der große Abschiedstag angebrochen. Georges bestieg den Zug und wurde kurze Zeit

...

später von einem seeländischen Hafen aus nach Flensburg eingeschifft. Der Heimkehrer fühlte sich wie auf einer erholtsamen Kreuzfahrt. Die Luft zwischen den dänischen Inseln schmeckte würzig nach Meer. Eine furchtbare Odyssee ging ihrem glücklichen Ende zu. Die Bahn trug den Luxemburger durch Schleswig-Holstein nach Lübeck. Ein englischer Militärarzt besah sich das Bein des Heimkehrers. Er machte ein bedenkliches Gesicht. Georges mußte abermals eine Woche ins Lazarett. Und wieder bestieg er den Zug. Ein Heimkehrertransport führte den verwundeten Zwangssoldaten in ein Aufanglager nach Krefeld. Hier traf Georges noch andere Luxemburger, die sich zu einer Heimkehrergruppe zusammengeschlossen hatten.

Nach einer weiteren Woche wurde die Reise auf dem Schienenweg bis Brüssel fortgesetzt. Im dortigen Empfangsbüro drückte man den Heimkehrern als „Anlaufkapital“ einen Hundertfrankenschein in die Hände, und die Fahrt nach Luxemburg konnte beginnen. Am Samstag, dem 18. Oktober 1945, nachts um halb zwölf, rollte der Brüsseler Zug in den hauptstädtischen Bahnhof ein. Das luxemburgische Rapatrierungsamt wies Georges zum Empfangszentrum Howald, wo ein Nachtlager auf den müden Heimkehrer wartete. Am folgenden Tag brachte ein Autobus den ehemaligen Zwangssoldaten nach Rümelingen und setzte ihn vor seinem Elternhaus im Langengrund ab.

Georges atmete auf. Doch mit dem schlimmen Bein gab es Probleme. Die offene Wunde eiterte und schwärte. Luxemburger Ärzte kümmerten sich um den Kriegsverletzten und nahmen ihn in sorgfältige Pflege. Georges mußte für einen ganzen Monat ins Escher Spital. Im Februar 1946 wurde der junge Rümeling von dem Schweizer Chirurgen, Professor Naegli operiert. Der Heilungsprozeß setzte ein. Doch Georges blieb sein Leben lang vom Kriege gezeichnet.



Als die letzten Rümeling Zwangsrekrutierten am 12. Juli 1944 zum RAD einrückten, schmachtete das Luxemburger Land bereits mehr als vier Jahre unter dem Nazijoch. In dieser bitteren Zeit war es dem deutschen Gauleiter und Chef der Zivilverwaltung durch seine rechtswidrigen Edikte gelungen, die Luxemburger zu einem Volk der Heloten herabzuwürdigen, das dazu verdammt war, billige Arbeitskräfte und Waffenknechte für den Heeresdienst zu liefern.

Der junge Rümeling Roger Reiffers (geb. am 15. November 1925) gehörte zu jenen Unglücksjahrgängen, die, kurz bevor die Uhren der braunen Mächthaber in Luxemburg abließen, in die Uniform des Unterdrückers gepreßt wurden. Im März 1943 war Roger im requirierten Escher Franziskanerheim gemustert worden. Er besuchte damals, zusammen mit seinen Schulkameraden Lorent Léon, Felgen Gilbert, Vouel Gaston und Schrantz Roger die Witt-